

Kleines Feuilleton.

Ueber die letzten Taktstufen wird dem „Schwäb. Mer.“ von einem Leser folgendes mitgeteilt: Außer dem Großherzog Friedrich von Baden, geboren am 9. September 1826, und dem Herzog Georg 2. von Sachsen-Meiningen, geboren am 2. April 1826, leben noch zwei deutsche Fürsten, die seinerzeit Vereinstaler mit ihrem Bild prägen ließen. Es sind dies der mit den oben genannten Fürsten gleichalterige Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg, geboren am 16. September 1826, der am 8. August 1893 zur Regierung gelangte und von dem in den Jahren 1858, 1864 und 1869 Vereinstaler geprägt wurden, sowie der Fürst Heinrich 14. von Ruß j. L., derzeitiger Regent des Fürstentums Ruß d. L., der am 14. Juli 1807 die Regierung antrat und im Jahre 1868 Vereinstaler mit seinem Bild prägen ließ. Ein weiterer Fürst, Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, von dem im Jahre 1870 Vereinstaler ausgeprägt wurden, ist erst im vergangenen Jahre im Alter von 85 Jahren gestorben. Es gibt auch Vereinstaler mit dem Bildnis des Fürsten Johann 2. von Liechtenstein, der ebenfalls noch lebt. Letztere sind große Seltenheiten.

Ein Zwergpferd, das kaum sechzig Zentimeter hoch ist und in seiner Größe knapp einen mittleren Bernadiner erreicht, hat ein lombardischer Noble auf seinen Gütern unweit Pavia gezüchtet. Derselbe Richter besitzt eine ganze Anzahl solcher Zwergpferde, deren Größe zwischen 80 und 100 Zentimeter schwankt. Wenn er mit diesen Züchtungsgütern über oder sechs lang durch Mailand kutschiert, erregt der seltsame Anblick stets das größte Aufsehen. Die Männer übrigens behaupten, ist die Frucht vielleicht die denkbarste, weil die Zwergpferde über ein außerordentliches Maß von Arbeitskraft und Ausdauer verfügen und dabei täglich kaum für einen halben Frank Futter verzehren.

Die Kunst der Einführung hat in Frankreich bis jetzt die feinste Ausbildung erfahren, so daß sie vielleicht sogar in einigen Jahren unter die „schönen Künste“ aufgenommen werden wird. Doch hat man den romantischen Charakter, den ein solches Unternehmen bei den Vorführern trug, völlig aufgegeben und bedient sich jetzt der modernsten Errungenschaften. Die Liebe spielt ja noch immer in den Herzen junger Französinen und Franzosen eine größere Rolle als irgendwo in anderen Ländern. Die ganze Kultur ist so viel härter als die unsere auf Einmaligkeit gestellt ist, das heitere Blut der Romanen verleiht aber zur gewaltigen Erringung der Geliebten, als zum Beispiel in Deutschland. Zudem ist die Einführung jetzt eine recht einfache Sache geworden und bedarf nicht mehr des großen Apparates nächtlicher Ueberfälle, wilder Gefechte und des mühsamen Rittes der beiden Liebenden auf einem Pferd. Man setzt sich heutzutage in das Automobil und ist bereits über alle Berge, wenn Paris und Roma das Lächeln noch in sicherer Gut wohnen. Vor wenigen Monaten erschien in Paris ein junger Mann, der eine junge Dame leidenschaftlich liebte, in einem Automobil vor dem Hause ihres Vaters. Er selbst hatte sich als Chauffeur verkleidet, trug einen ungeheuren biden Mantel und eine große Brille, in dem Wagen saß ein Freund von ihm und zugleich der Familie der Braut. Die junge Dame stieg zu einer kurzen Spazierfahrt in den Wagen. Als man in Versailles ankam, sagte der Freund zu der Dame, sie möchte

hier halten lassen, er wolle einige Ansichtspostkarten kaufen. Als er aus dem Wagen heraustrat, war das Automobil verschwunden, und das Beste an der Geschichte ist, daß er selbst von der zwischen den beiden Liebenden verabredeten Flucht nichts wußte. Nicht allzulange nach dieser improvisierten Reise waren der Vater des Mädchens und der neugebackene Schwiegerpater so gute Freunde, daß der junge Ehemann, der nicht ohne Humor war, dem alten Herrn folgende Rechnung überreichte: „Viertägige Reise für ein Automobil 400 A., Schadenersatz für zwei zerfahrene Hunde 1000 A., Schmerzensgeld für eine alte Frau 200 A., Ansichtspostkarten an Freunde und Bekannte 40 A., Eau de Cologne, Heliotrope- und Idealparfüm für Suzanne (da Suzanne den Verzicht nicht vertagen konnte) 100 A. Nachdem ich Suzanne geheiratet habe, gewährte ich 10 Prozent Abzug.“ Viele französische Mädchen werden noch immer in Klöstern erzogen, doch selbst dahin findet die Liebe nicht allzuzeitigen Eingang, und auch Entführungen aus den Klostermauern sind schon häufig vorgekommen. Allerlei Verleidungen, wie sie sonst nur in alten Lustspielen ihre Stelle finden, sollen dabei noch angewandt werden, und die Romantiker treibt da noch die schönsten Blüten. Vielleicht nimmt sich sogar Santos-Dumont noch des Sports an und unterrichtet junge Liebhaber in der Kunst, die Damen ihres Herzens im leichten Luftschiff fortzuführen.

Der Tee des Kaisers von China. Interessant sind die Andeutungen, die jüngst ein Chinese, der selbst jährlich eine Unmenge Tee von China nach Deutschland importiert, hinsichtlich des Tees machte, den der Kaiser von China trinkt. Derselbe wird mit der äußersten Sorgfalt behandelt und in einem vollständig abgeschlossenen Garten gezogen, damit sich kein Mensch und kein Tier demselben nähert. Die Wege in diesem Teegarten werden täglich gekehrt, und man sorgt ängstlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Zur Zeit der Ernte müssen sich die Schnitter des Genusses der Früchte enthalten, damit „ihre Atem nicht die Blätter verderbe“, sich dreimal des Tages warm leben und überdies die Blätter noch mit Handschuhen abpflücken. Auch bei der späteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängstlicher Vorsicht.

Eine bezaubernde Insel. Bei Vergnügungs- oder Geschäftsreisen zur See werden meist nur ganz bekannte Plätze und Inseln besucht, auf die Schönheiten der Eigenarten der abseits liegenden kann man bei den vorchristlichen Reisezielen selten Rücksicht nehmen. So kommt es auch, daß die kleine Insel Bora del Pinos, südwestlich von Kuba gelegen, auch nur von wenigen beachtet wird. Es ist in der Tat wert, das Eiland aufzusuchen. Die Meeresluft mit seiner milden Luft beruhend von Kranken und Genuß Suchenden Erholung bringt, so sind die warmen Mineralquellen der Insel geschätzt und bei allen denen, die infolge von Nervenleiden, Rheumatismus und Magenkrankheiten die Wasser von Santa Fe und Ruata Gerona auf der Insel aufsuchen. Kubaner und Einwohner der umliegenden Inseln machen hauptsächlich von den Quellen und Bädern Gebrauch. Die Heilkraft der Bäder ist im westlichen Inselgebiet und auch den Amerikanern bekannt, deren sich jetzt viele auf dem Eiland befinden. Bekanntlich sollen 300 Amerikaner die Insel für unabhängig von Kuba erklärt und verlangt haben, daß sie von den Vereinigten Staaten anerkannt werde. Der Befehl dürfte manche Vorteile für

die Amerikaner mit sich bringen, denn nach amtlicher Darstellung fehlen in der Umgebung der Insel die sonst in jenen Gewässern überall vorherrschenden gefährlichen berückten Sand- und Korallenbänke, sowie Mangrove-Sümpfe. Infolge des ausgezeichneten Klimas sind Krankheiten auf der Insel von Bora del Pinos, wie die Amerikaner das Eiland bezeichnen, fast unbekannt. Die Luft ist stets rein und frisch, die Nächte sind immer kühl und angenehm, und der durchschnittliche Wärmegrad beträgt nicht mehr als 75 Grad. Gegenwärtig befinden sich etwa 3000 Einwohner dort, einige 30 kleine Ortschaften bestehen, mit 10 Schulen. Der Boden ist ungemein fruchtbar und liefert alle tropischen und subtropischen Früchte und Gemüse. Von den Amerikanern wurde bereits eine Bank auf der Insel ins Leben gerufen, und ohne Zweifel wird sie bald stärker besetzt werden.

Minutige Sprichwörter. Morgens beginnt der Tag, nicht eilen. — Die Müdigkeit hört nicht ohne Schlaf auf, um eine Arbeit nicht, ehe sie vollendet. — Langes Doer — kurzer Sinn. — Wasser verlaufen, als laufen. — Geld bewirkt alles (vermag alles). — Einen Bären schlägt man nicht mit einer Nute. — Ausdauer überwindet alles. — Immer bleibt bei dem Fleißigen die Zeit, bei dem Faulen die Eile zu Hause. — Gib dem Hunde Fleisch, Du erhältst Knochen wieder. — Am Abend fängt der Hahn an, tätig zu sein.

Der Abonnent. In dem in Sai-noi (Hauptstadt von Tonking) erscheinenden „Reit Lontinois“ war jüngst folgendes zu lesen: „Der Herausgeber des „Reit Lontinois“ bittet seine Freunde und Gönner, ihm als Ersatz für den vorerwähnten Kunden, den er in Herrn Bernhard verloren hat, einen Abonnenten zu verschaffen.“ Hoffentlich ist die bescheidene Bitte erfüllt worden.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wissen und Können ist Macht, ein unerlässliches Hilfsmittel im Kampf ums liebe Leben. Erschweren die Fortschritte, die fast Tag für Tag auf allen Gebieten des Wissens geschehen, es schon dem Gebildeten, sich auf der Höhe der Zeit zu halten, um wie viel mehr wird sich der, dem diese Bildung nicht beschaffen ist, nach der wohlverstandenen Ergänzung des ihm Mangelnden sehnen und mit Willigkeit seine Hand ausstrecken nach dem trefflichen Lesevermittler „Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens“. Zum Studium und Selbstunterricht in den hauptsächlichsten Wissenszweigen und Sprachen im Verein mit hervorragenden Fachautoritäten herausgegeben von Emanuel Müller-Waden. (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57. — 75 Lieferungen zu je 60 A.), von dem soeben die Lieferungen 50–54 erschienen sind. Wie früher, so auch hier wieder knapper, klarer Stil, verbunden mit ausgezeichnetem, allgemein verständlicher Darstellungsweise und unbedingter Zuverlässigkeit des tatsächlichen Materials. Die heutigen Vorträge enthalten die Abschnitte: Himmelkunde, Kaufmannsches Rechnen, Geschichte und Klimatologie. Vortreffliche Illustrationen, farbige und schwarz ergäßen nebst einer Karte über die geographische Verbreitung von Ruß- und Handelspflanzen, sowie einem örtlichen Auschnitt der Berliner Handelsbörse den Text aufs glücklichste. Wer ernsthaft befreit ist, sein Wissen und Können zu erweitern und zu vertiefen, der veräume nicht, sich die „Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens“ anzuschaffen.

Reichsbank-Giroconto. Telefon 560. Allgemeiner Vorschuss- u. Sparkassen-Verein zu Wiesbaden.

Eingetr. Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Geschäftsgebäude Mauritiusstrasse 5.

Der Verein nimmt von Jedermann, auch von Nichtmitgliedern: Darlehen, mindestens Mk. 300.—, gegen $\frac{1}{2}$ - und ganz-jährige Kündigung zu $3\frac{1}{2}\%$ verzinslich; Sparkasse-Einlagen von Mk. 5.— an bis zum Betrage von Mk. 2000.— zu 3% Zinsen nach vollen Monaten berechnet.

Die an den beiden ersten Werktagen eines Monats eingezahlten Beiträge werden im laufenden Monat voll mitverzinst.

Laufende Rechnung ohne Creditgewährung (Check-Conten) gegen tägliche Verzinsung, franco Provision mit 3% verzinslich

Mitgliedern des Vereins werden:

Vorschüsse gegeben auf 3 Monate gegen Wechsel oder Schuldschein gegen Sicherstellung, im letzteren Falle durch Verlängerung von 3 zu 3 Monaten bis 1 Jahr erstreckbar;

Wechsel discountiert, Credit in laufender Rechnung gewährt ohne Berechnung von Provision.

Ferner erledigt:

Wechsel-Indusso, An- und Verkauf von Werthpapieren unter coulantem Bedingungen, Einlösung von verloosten Werthpapieren, Sorten, Coupons, letztere frühestens 3 Wochen vor Verfall, Anzahlungen im In- auch Auslande, Annahme von offenen und geschlossenen Depôts, Vermietung von Sälen unter Selbstverschluß der Miether in unserer absolut feuer- und diebstahlsicheren, von S. J. Arnheim, Berlin, errichteten Stahlkammer zum Preise von Mk. 10 pro Jahr.

Geschäftsberichte, Prospekte etc. stehen gratis zu Diensten und der Vorstand ist gern zu weiterer Auskunft bereit. 4334

GEGR. 1871. TELEPHON 181. **MÖBELHAUS GUSTAV SCHUPP NACHF.** INH.: FRITZ MAHR. LEISTUNGSFÄHIGSTES ETABLISSEMENT FÜR VORNEHME WOHNUNGS-, HOTEL- U. PENSIONS-EINRICHTUNGEN IN ALLEN PREISLAGEN. DEKORATIONEN — TEPPICHE — GARDINEN. **WIESBADEN** TAUNUSSTRASSE 39. FRANKO LIEFERUNG.

Eine der **besten Weihnachtsgeschenke** und zugleich eine vorteilhafte Anlage der Ersparnisse bildet die **Lebensversicherung des Familienvaters zu Gunsten von Frau und Kind.** Günstigste Bedingungen bietet die **Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig** (alte Leipziger, auf Gegenseitigkeit errichtet 1830)

Versichertes Kapital gegenwärtig:	730 Millionen Mark.
Bisher gezahlte Versicherungssummen:	202
Für die Versicherten angesammeltes Vermögen:	269

 Behufs rechtzeitigen Abschlusses der Versicherung erbitte man Prospekte und Kostenberechnungen direkt von der Gesellschaft oder deren Agenten **Julius Triboulet, Mauritiusstrasse 5.** Fernsprecher No. 2344.

Mainzer Möbelhaus, Schwalbacherstrasse 12. **Billigste Preise. Solide Arbeit.** Teilzahlung gestattet. Bitte um Beachtung meiner Schaufenster. **Elektrische Klingelanlagen** sowie Reparaturen derselben werden gut und billig ausgeführt. **Jakob Wagner, Maurermeister, 10.** 2096 **Restaurant zu den 4 Türmen,** Dorfstrasse 8. Freitag Abend: **Mezze Suppe.** Gg. Stockhardt. 2765



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 2814

Freitag, den 1. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Gesühnt.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

14.

In der Bilderruktion.

Die Auktionsräume waren überfüllt, und man konnte sich tatsächlich schwer in ihnen bewegen, am schwierigsten in jenen Sälen, in welchen Antiquitäten und englisches Porzellan ausgestellt waren. Von allen Seiten drängten die Menschen herbei. Viele kamen nur, um zu schauen, einzelne waren wirkliche Käufer.

Auch bei den Bronzen und Elfenbein-Schnitzereien drängte sich die Menge der Bewunderer, und Miry fühlte sich erleichtert, als sie mit ihrem Begleiter sich endlich den Weg gebahnt hatte nach einem großen Saale, in welchem die Bilder allein zur Geltung kamen. Die Menge staunte sich auch hier, aber man hatte doch mehr Luft, denn der Raum war weit höher als die übrigen, da er durch zwei Stockwerke ging. Miry hatte überdies eine größere Vorliebe für Bilder wie für Porzellan oder Bronzen. Sie verstand von diesen nicht viel. Gerade als sie über die Schwelle des Saales traten, begegnete ihnen ein Herr, der Robert freundlich zunickte.

„Ist etwas Besonderes zu sehen?“ fragte Anderson.

„Zum größten Teil moderne Werke, für die ich im großen Saal nicht sehr eingenommen bin. Zwei oder drei gute Bilder befinden sich aber doch unter ihnen. So zum Beispiel die „Sphinx“ von einem englischen Künstler. Ein sehr bemerkenswertes Bild am Ende des Saales. Ich habe den Namen des Mannes noch nie gehört. Aber das Bild ist jedenfalls ungewöhnlich gut.“

Der Sprecher ging weiter, seine letzten Worte verklangen schon nahezu in der Ferne.

„Nun, dann besichtigen wir jedenfalls die „Sphinx“,“ bemerkte Robert, indem er Miry den Arm bot, um sie durch die Menge zu loopen. Er fand das eine außerordentlich leichte Aufgabe, und auch sie schien sich gerne von ihm führen zu lassen. Ihre Wangen waren ein wenig frischer gefärbt als sonst, es ließ sich aber nicht feststellen, ob die Hitze oder der Umstand, daß die Gesellschaft, in der sie sich befand, ihr besonders angenehm sei, ihr das Blut in die Wangen getrieben. Nach wenigen Schritten begegneten sie wieder anderen Bekannten, die Herrn Anderson anhielten, wodurch auch Miry sich gezwungen sah, stehen zu bleiben. Sie hatten eine Menge Fragen an ihn zu stellen, und er gab ihnen etwas ungeduldig Bescheid, indem er versprach, sie nächstens aufzusuchen und ihnen dann alles mitzuteilen, was sie zu wissen begehrien.

Nach einiger Mühe gelang es ihm dann auch, sich freizumachen; aber Miry, die eine Zeitlang in der Nähe stehen geblieben, hatte das Wort schließlich langweilig gefunden und war vorangegangen, so seinen Blicken entweichend. Unruhig und ärgerlich bahnte er sich seinen Weg durch die Menge, sah sie aber nicht, so sehr er auch Umschau hielt. Anstatt dessen traf er mit einer Dame zusammen, der aus dem Wege gehen zu können, ihm gar nicht unlieb gewesen wäre, mit Fräulein

Swetenham. Sie sprach sehr laut mit einer anderen Dame, die sich in ihrer Gesellschaft befand, und sah merklich erregt aus.

„Es ist mir einerlei, was es kosten mag, ich muß es besitzen,“ sagte sie sehr laut und vernehmlich. „Bilder sind sonst nicht sehr nach meinem Geschmack, es sei denn, daß sie sich mit Sport befassen. Dieses aber hätte ich um keinen Preis verschmähen mögen, zu sehen. Liefert es mir doch den Beweis, wie recht ich von allem Anfange an gehabt habe. Oh, Anderson, was tun Sie hier? Wollen Sie Einkäufe machen?“

„Nein, ich komme nur, um zu sehen, gleich so vielen anderen. Beabsichtigen Sie zu kaufen, Fräulein Swetenham?“

„Das weiß ich noch nicht, es wird sich zeigen. Aber weshalb fragen Sie?“

„Ich dachte, ich habe gehört, daß Sie sagten —“

„Denken Sie nicht und hören Sie nicht,“ entgegnete Fräulein Swetenham, indem sie ihm scherzhaft mit dem Finger drohte.

„Nicht wahr, alle Leute aus unserer Gegend begnügen sich ja heute hier. Ich ahnte gar nicht, daß wir eine so kaufstiebende Gilde seien.“

„Wen haben Sie denn sonst noch aus unserer Gegend gesehen?“ forschte Robert, kannte aber Fräulein Swetenhams schwachsüchtige Bunge zu gut, um Mirys Namen zu nennen und dankte dem Zufall, der es gestattete, daß er sich gerade nicht in Gesellschaft des jungen Mädchens befand, als er Fräulein Swetenhams Pfad kreuzte.

„O, ich habe gerade vorhin die kleine Miry Trotter gesehen. Sie sieht furchtbar blaß aus; das Stodleben scheint ihr nicht gut zu bekommen. Häßlich war sie nie, aber so unvorstellbar wie heute erschien sie mir doch noch kein einziges Mal! Sie sieht aus, als ob sie herzleidend und bleichsüchtig zugleich sei. Wie, Sie eilen schon weiter, Herr Anderson? Nun, leben Sie wohl! Am Ende des Saales befindet sich ein Gemälde, welches Sie jedenfalls genauer betrachten sollten. Es heißt „Sphinx“. Sie werden Miry Trotter vor jenem Bilde wie angewurzelt stehen sehen, wenn es etwa Miry sein sollte, welche Sie suchen.“

Robert entfernte sich rasch. Die abfälligen Bemerkungen über seine kleine Freundin hatten ihn aufs tiefste verletzt und ließen ihm Fräulein Swetenham nicht sympathischer erscheinen, als sie ihm bisher gewesen.

Was konnte die Person gemeint haben, mit der höhnischen Art, mit der sie Mirys übles Aussehen betonte? Als er sich vor wenigen Augenblicken von ihr getrennt, war sie ihm so hübsch erschienen wie eine Rose. Wenn sie jetzt wirklich bleich war, so mußte die Hitze ihr zuviel geworden sein. Er hätte sie nicht in diesen überfüllten Saal bringen und, da es schon einmal geschehen war, sie wenigstens nicht auch nur auf die Dauer von fünf Minuten verlassen sollen. Jetzt plötzlich wurde er ihrer ansichtig. Sie stand nicht von Menschen umdrängt da, aber, wie Fräulein Swetenham ganz richtig bemerkte, sie war totenbleich. Er sah, daß sie zu einem großen Gemälde empor-

blidte, das sich am Ende des Zimmers befand. Er sah das Bild nicht, er sah nur die Züge des Mädchens, und was er da bemerkte, bezauberte ihn nicht wenig. Sie schienen sich nicht unwohl zu fühlen, aber Entsetzen und jähes Erschrecken drückten sich in ihren Zügen mit unverkennbarer Deutlichkeit aus. Was in aller Welt mochte sich zugetragen haben? Robert folgte dem Blicke ihrer Augen. Er sah, daß sie das Bild anstarrte. Und dieses war denn auch höchst beachtenswert.

Es stellte fast in Lebensgröße eine weibliche Gestalt dar, die am Meeresstrande saß, während ein gelblichroter Abendhimmel sich über ihrem Haupte wölbte. Die Beleuchtung der niedergehenden Sonne schien sich in ihren Augen zu spiegeln und einen seltsamen Hauch über ihr Antlitz zu breiten. Sie war wunderschön. Dunkles, welliges Haar krönte eine geradezu klassisch geformte Stirn. Die Züge waren tadellos. Die großen, dunklen Augen schienen in ihrer Tiefe ein undurchdringliches Geheimnis zu bergen. Ein etwas spöttischer Zug lag um den feinen Mund. Der Halsansatz war junonisch, ein weiches Spitzengewebe umhüllte die königliche Gestalt. Fürwahr eine Sphinx und dabei doch eine durch und durch menschlich gedachte Sphinx. Das war keine griechische Göttin, sondern ein Weib voll tiefer Leidenschaft, von starker Individualität. Jener leichte Ausdruck von Spott um die Mundwinkel, der so unerhlich deutlich zutage trat, machte das Bild nicht zu einem Phantasiegemälde, sondern zu einem Porträt, und während Robert Anderson es anblickte, regte sich in seinem Gedächtnisse ein undefinierbares Etwas. Was mochte es sein? Eine Erinnerung? Ein Erkennen?

Er trat näher an Miry heran.

„Miry, was ist Ihnen?“ forschte er, und sie beachtete gar nicht, daß er sie zum ersten Male beim Vornamen nannte. „Warum sehen Sie so blaß, so erschreckt aus? Weshalb starren Sie jenes Bild so seltsam an?“

„Gott im Himmel, sehen Sie, erkennen Sie denn nicht?“ stieß sie schwer atmend hervor. „So blicken Sie doch das Bild nur nochmals an.“

Er folgte ihrem Geheiß und fühlte sich dabei sehr unbehaglich.

„Sieht es nicht einer Person sprechend ähnlich, welche Sie kennen?“ stieß Miry in fieberhafter Hast hervor.

„Mir ist, als ob ich ein ähnliches Gesicht gesehen hätte, und zwar erst kürzlich, aber ich erinnere mich nicht mehr wo und wann.“

„Aber ich erinnere mich, es ist Anna Nerini.“

„Wie, Sie meinen Edith Abdairs ausländische Cousine? Natürlich, ich erinnere mich jetzt, ich sah sie am Tage ihrer Ankunft. Fräulein Abdair hatte sie selbst auf der Eisenbahn abgeholt. Sie fuhren an mir vorüber, und ich war ganz verblüfft durch die Schönheit der Dame, welche sich in Gesellschaft Edith Abdairs befand. Dieses Bild sieht ihr allerdings sehr ähnlich!“

„Sehr ähnlich? Mein Gott, ich sage Ihnen, sie ist es selbst. Ich sah sie noch am Tage vor meiner Abreise und konnte seither ihr Gesicht nicht vergessen. Dieses Gemälde aber hat sogar den gleichen Ausdruck, den die Züge Anna Nerinis zur Schau tragen. Kälte, Spott und ein wenig Undurchdringlichkeit verrät sich in ihnen. Ich sehe jede Linie ihres Gesichtes im Geiste vor mir, und ich sage Ihnen, dieses Gemälde hier ist das Porträt der Cousine Ediths.“

„Und selbst wenn es der Fall wäre, begreife ich nicht, weshalb Sie gar so sehr erschüttert sind, mein Kind!“

„Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß sein Name darunter in der Ecke steht? Harold Lyon. Er hat das Bild gemalt und muß sie folglich kennen.“

Robert starrt unverwandt nach der Namenszeichnung in der Ecke.

„Das mag ja alles sein, aber ich verstehe immer noch nicht, was weiter davon gelegen.“

„Edith glaubt, daß jene beiden einander total fremd sind, daß sie sich ein einziges Mal gesehen haben, seit Anna Nerini nach Venedig gekommen. Edith meint, daß Herr Lyon sie nicht möge und Anna ihrerseits kein Interesse für ihn bekunde. Trotzdem hat er ihr Porträt gemalt und muß jede Linie ihres Gesichtes kennen. O, bringen Sie mich fort von hier, Robert. Dann es denn solche abscheuliche Verstellung auf Erden geben? Meine arme, arme Edith! Bringen Sie mich fort, Robert, ich flehe Sie darum an!“

Er bot ihr den Arm und führte sie wortlos aus der Menge heraus. In seinem Herzen klang das, was sie gesagt, unaussprechlich nach: „Führen Sie mich fort, Robert!“ Das war ein Appell gewesen, den sie an ihn gerichtet, wodurch sie ihm unbewußt verriet, daß sie ihm vertraue, daß es keiner Worte bedürfte, um ihrer Meinung sicher zu sein.

Sie stieg in einen Wagen.

„Fahren Sie so lange hier in der Straße auf und ab, bis ich Ihnen sage, stehen zu bleiben,“ befahl Anderson dem Kutscher, der dieser Weisung nachkam. Die beiden jungen Leute plauderten nun zusammen, nicht wie Liebende, sondern wie gute Freunde. Und ist dies im Grunde genommen nicht das Wahre der beiden Bande? Jenes, welches die Menschen fester und treuer aneinander schmiedet, als die Liebe? Man nennt die Liebe göttlich; wenn sich aber nicht Achtung und Freundschaft mit ihr paart, so ist sie äußerst vergänglich!

Robert und Miry besprachen die Angelegenheit, die das junge Mädchen so lebhaft bewegt hatte, eingehend und waren so ziemlich der gleichen Meinung. Harold war ein Lügner, vielleicht sogar ein Schurke, Edith aber durfte es niemals erfahren.

„Sie liebt ihn, seien Sie dessen eingedenk!“ sprach Miry, „viel besser würde sie daran getan haben, meinen Bruder zu heiraten, ihn, der ehrlich und treu ist! Aber sie hat ihn nicht geliebt und diesen Mann liebt sie.“

„Halten Sie es nicht für möglich, daß es zwei Menschen geben kann, die Harold Lyon heißen?“ fragte Anderson.

„Ich halte es zum mindesten für unwahrscheinlich, daß es zwei Künstler dieses Namens geben könne, und Ediths Verlobter ist ein Künstler. Das Porträt, welches er von ihr angefertigt, eigentlich nur eine Skizze, ist geradezu herrlich! Ich war sicher, daß er kein Dilettant sei, als ich jenes Bild zuerst erblickte.“

„Läßt sich denn der Glaube nicht aufrecht erhalten, daß weiter nichts Schlimmes dahinter zu suchen sei? Wenn er auch das Porträt dieser anderen jungen Dame gemacht, er kann sie gemalt haben, wie irgend eine andere Bestellung, und sie ist ihm dabei doch vollkommen fremd und gleichgültig geblieben.“

„Würde aber nicht ein ehrlicher Mann, wenn sie im Hause der Abdairs seinen Pfad wieder gekreuzt, ganz ruhig gesagt haben: „Das ist das Modell, das mir zu meinem Bilde „Die Sphinx“ gedient hat! Anstatt dessen tut er, als habe er sie noch nie im Leben gesehen, gibt zu, daß Edith dem Wahne verfallen, er habe eine ganz besondere Abneigung für ihre Cousine, und Fräulein Nerini spricht von ihm, als sei er ihr ein Fremder. Sie werden mir zugestehen, daß die Sache einen etwas seltsamen Anstrich hat. Edith glaubt und vertraut ihm unbedingt. Sie ahnt nicht, daß er ein Künstler von Beruf ist und grämt sich wegen der vermeintlichen Antipathie zwischen ihrem Verlobten und ihrer Cousine. Wüßte sie um dieses Bild, es würde ihr das Herz brechen.“

„Sie braucht es aber nie zu erfahren, Miry, Sie und ich, wir können doch schweigen, nicht wahr?“

Das „Sie und ich“ klang beiden sehr süß und vertraut.

„Ja gewiß, wenn sie aber das Bild je zu Gesicht bekommt!“

„Das ist nicht wahrscheinlich! Es dürfte morgen verkauft werden und Edith wird es gewiß niemals sehen. Es wird einer Privatsammlung einverleibt und verschwindet dadurch wieder auf Jahre für die Allgemeinheit. Quälen Sie Ihr gutes Herz also nicht unnütz ab.“

„Wenn ich aber an seine abscheuliche Doppeltzüngigkeit denke, so häutet sich alles in mir auf.“

„Vermutlich ist der arme Mann nicht halb so lasterhaft, als Sie sich ihn vorstellen. Lyon hat gewiß wie jeder andere in seinem vergangenen Leben irgend eine kleine Liebesepisode durchgemacht, die aber vollständig überwunden und abgetan ist. Auch ich bin ein Mann, Miry, und ich weiß, daß keiner von uns so makellos ist wie eine weiße Taube.“

Mit flüchtigem Erröten ging Miry nicht weiter in eine Diskussion über die Makellosigkeit der Männer im allgemeinen oder der Taugen im besonderen ein und begnügte sich, auf diesen speziellen Fall wieder zurückzukommen.

„Sie glauben also, daß wir nicht unrecht daran tun, wenn wir nicht von dem sagen, was wir gesehen?“

„Gewiß nicht.“

„Wenn Edith je den Betrug entdecken sollte, so würde es ihr das Herz brechen.“

„Dann möge sie ihn wenigstens nicht durch unser Hintertun entdecken!“ erwiderte er ernsthaft.

„Ich sehe ein, daß Sie im Rechte sind, Herr Anderson.“

„Und ich freue mich Ihrer Einsicht, Baronesse.“

Sie waren beide so ernst wie Richter. „Robert und Miry“ hatten sie sich nur im Moment der ersten Aufregung genannt.

„Arme Edith! Ich fürchte sehr, daß ihre Heirat ihr wenig Glück bringen wird!“ meinte Miry kopfschüttelnd.

„Wer weiß, wenn er sie liebt und sich entschlossen hat, ihrer wert werden zu wollen! Vielleicht gelingt ihm dies auch trotz des Porträts, welches, gelinde gesagt, für ihn allerdings kompromittierend ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Streichholz.

Novelle von Jean Klesson.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Doering.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Die Nacht wird plötzlich hereinbrechen,“ sagte der Mastwächter, „und obwohl es in diesen Eindrücken niemals dunkel ist, und wir in diesem Augenblick Mondschein haben, so wäre es doch nicht klug, sich weiter vorzuwagen; man weiß nicht, was geschehen kann, wir sind mitten im Meere, ohne daß es den Anschein hat und müssen an die Rückkehr denken. Rufen wir daher die junge Dame an. Ich sehe sie allerdings nicht, und ihr?“

„Ich auch nicht,“ versetzte der Koch.

„Ich ebensovienig,“ entgegnete der Bretoner.

Alle drei gingen nun an, Tobia zu rufen. Keine Antwort. Dabei aber konnte der Schall infolge der wiederkehrenden Kälte ziemlich weit dringen; man hätte sich auf zwei Kilometer Entfernung unterhalten können. Neues Rufen, neues Schweigen. Erstaunt und ängstlich blickten sie sich an.

„Suchen wir sie, zum Teufel!“ rief der Mastwächter.

„Sie kann nicht sehr weit sein,“ fügte der Bretoner hinzu.

Plötzlich ließ sie ein Ruck, eine Erschütterung wanken. Sie waren davon überrascht, achteten aber in ihren Nachforschungen nicht weiter darauf. Und doch hatte eben ein Eisrutsch stattgefunden. Die ungeheure Eistruste, die so tief und breit wie ein Kontinent war und auf der die drei Männer vertrauensvoll einherschritten, hatte sich von dem Pol losgelöst und glitt unter heftiger Bewegung den Küsten Grönlands zu. Mit einem Wort, unsere Freunde befanden sich nur noch auf einem ungeheuren Floß, was sie aber für den Augenblick nicht interessierte, denn sie hatten mit der Suche nach Tobia genügend zu tun.

Nach viertelstündiger Bemühung erneuerten die Männer ihr Rufen, und man antwortete ihnen auch. Doch ach, das waren nur ihre eigenen Stimmen, die ihnen das Echo zurückschickte.

„Sie wird irgendwo niedergefallen sein,“ sagte der Mastwächter, „wenn sie die Kälte nur nicht gelähmt hat, denn dann ist sie sicherlich verloren; also vorwärts, Kameraden, vorwärts.“

„Aber da ist sie ja,“ rief der Bretoner und deutete auf einen schwarzen Punkt, der in der Höhlung eines Eissfeldes lag. Sie war es in der Tat, leblos und schon kalt. Bei der Erfreigung eines großen Eisblocs hatte sie ihren Stod zerbrochen und war mit den Hüften auf den Karabiner zurückgestürzt. War sie verwundet? Die Dämmerung verbarg ihr blau gefrorenes Gesicht, ihre violetten Lippen, die von der Kälte geröteten Augen.

Sie aufheben und hinsetzen war das Werk eines Augenblicks, trotzdem die drei Matrosen ihre Hände kaum rühren konnten. Es handelte sich jetzt nur noch darum, sich auf den Weg zu machen und die Fregatte wieder zu erreichen. Der Schiffskoch sollte vorangehen und die zum Uebergang bequemsten Stellen ausfindig zu machen!

Die Unglücklichen, die sich natürlich nach dem Leuchtpunkt des Himmels richteten, der im Westen lag, wandten sich dieser Richtung zu, da sie beim Verlassen des Schiffes sich östlich gehalten hatten. Nun aber hatte die bewegliche Scheibe fast eine ganze Viertelwendung gemacht, so daß sie in einer ziemlich kurzen Zeit dem Schiffe den Rücken drehen mußten; folglich also verirrteten sie sich, ohne es zu wissen.

„Haben Sie Schmerzen?“ fragte der Mastwächter Tobia, die inzwischen zu sich gekommen war.

Diese wandte den Kopf und bemühte sich, eine Antwort zu stammeln, die aber unverständlich blieb.

Der Bretoner erneuerte die Frage.

„Kalt,“ sagte die arme Törlin, die plötzlich sehr häßlich geworden war und in der ihre Verehrer gewiß nicht die reizende Pariserin wiedererkannt hätten, die den Freunden ihres Gatten mit Ammut Tee eingoß und von ihrer zukünftigen Nordpolreise mit derselben Leichtigkeit sprach, als wenn es sich darum gehandelt hätte, einen Ausflug nach Fontainebleau zu machen.

„Halten Sie sich nur gut,“ rief der Mastwächter und zog seine Pelzjacke aus, die er, so gut es ging, der jungen Frau um den erstarrten Körper wickelte. Der Schiffskoch ahmte dieses Beispiel der Mithätigkeit nach und nahm von seinem Halbes einen Shawl, den er Tobia um den Kopf legte, dann setzten alle drei ihre mühselige Reise fort, gleitend und stolpernd und trotz ihrer brüderlichen Bemühungen, der jungen Frau manchen harten Stoß versetzend.

Sie entfernten sich immer mehr von der Fregatte.

„Wo ist denn nur das Schiff?“ sagte der Bretoner, „wir haben doch schon einen hübschen Weg gemacht.“

„Ja, das muß wahr sein, nun an Bord werden sie schön unruhig werden.“

„Seht doch nur die Sterne an!“ rief der Schiffskoch, „wie sie sich drehen.“

„Das wird wohl nur Dein Kopf sein, der sich dreht,“ versetzte der Mastwächter, „Du tätest besser, mir eine Pseife zu stopfen.“

„Bleibt stehen, ich sage euch, sie drehen sich,“ fuhr der Schiffskoch mit dem überzeugten Tone eines Galiläi fort.

Man machte halt, und alle entdeckten jetzt die Katastrophe. „Wir sind verloren!“ rief der Bretoner, „die Erschütterung von vorhin . . . Und der Mond, der dort im Südwesten statt im Südsüdosten aufgeht . . . Meine armen Freunde, wir sind verloren, die Eisbank hat sich losgelöst, wir schwimmen. Wie sollen wir uns jetzt zurechtfinden!“

Bei diesen Worten wurden die Männer, die niemals Furcht empfanden, von Verzweiflung erfaßt.

Unwillkürlich setzten sie ihre Last nieder, und der Bretoner rief, sich vergebend, wütend:

„Daran ist nur diese Gans schuld, mit ihrem blauen Fuchs!“

Die Kameraden, die seiner Ansicht waren, protestierten nicht gegen die Beleidigung, und der andere fuhr fort:

„Solche Pariserinnen sind doch zu nichts auf der Welt gut, sie können nichts, als andere ins Verderben zu reißen.“

Dabei fing er an, auf die arme Tobia, die wie ein lebloses Paket dalag, einzuschlagen.

„Läß das!“ schrie der Mastwächter, ebenfalls wütend werdend, „oder ich renne Dir mein Messer in den Leib; eine Frau schlagen, pfui, das tut nur ein Feigling.“

„Was! ich ein Feigling! Zieh' nur Dein Messer. Hier ist mein, Du wirst ja sehen, Pariser, ob ich Furcht vor Dir habe. Seit langer Zeit schon machst Du Dich über mich lustig, und ich kann Dich überhaupt nicht leiden.“

„Das sah ich wohl, daß Du mich nicht leiden konntest, Du Bauer; na, vorwärts, streife Deine Kermel auf und verrichte Dein Gebet, Bretoner, ich werde Dir zur Ader lassen.“

Die beiden Männer sprangen, die Klingen in der Faust, auf einander zu; doch die Kälte lähmte die Arme, und sie mußten sich mehrere Male von neuem angreifen, bis es endlich dem Schiffskoch gelang, sich dazwischen zu werfen.

„Wartet,“ rief er ihnen zu, „daß ist doch nicht der Augenblick, sich zu schlagen, wir werden hier vielleicht sterben, und einer bedarf des andern. Haltet doch ein, man weiß doch, daß ihr keine Furcht habt, weder Du, noch Du; ihr könnt euch ja später in Frankreich schlagen, suchen wir jetzt lieber die Fregatte auf, das ist gescheiter.“

In der Tat ließ sich der Mastwächter umstimmen und sagte, seinem Gegner die Hand reichend:

„Er hat recht; wir sind recht dumm, warten wir doch, bis wir nach Hause kommen, wenn wir die Heimat überhaupt noch einmal wiedersehen; Du wirst mich immer bereit finden, aber für den Augenblick wollen wir Frieden schließen.“

Damit reichte er dem Bretonen die Hand, doch dieser sah ihn mit bööder Miene an.

„Du willst nicht,“ fuhr der Mastwächter fort, „nun meinetwegen, ermorde mich also. Stöße mir das Messer in den Rücken, wenn es Dir Vergnügen macht. Ich schlage mich hier nicht, der Tod wird auch so kommen.“

Während dieser Worte hatte der Bretoner seine Fackel ausgezogen und reichte sie zur Versöhnung dem Mastwächter mit den Worten:

„Da, zieh' Dir das an, jetzt bin ich an der Reihe zu frieren.“

Von dieser unerwarteten Liebenswürdigkeit etwas überrascht, blickte der Mastwächter den Bretonen an und sagte dann zu ihm lachend: „Du bist doch vielleicht besser als Du scheinst.“ Damit zog er die Fackel an, denn er war in der Tat erstarrt, doch trotz dieser Freundlichkeit von beiden Seiten war ein gewisses Mißtrauen zurückgeblieben, das vollständig genügt, um jede aufrichtige Annäherung zu verhindern.

„Nehmen wir unsere Last wieder auf,“ sagte der Mastwächter nach einer Pause.

„Wenn sie sich nur aufrecht erhalten und gehen könnte; nein, welch ein Unterschied gegen früher,“ fügte er hinzu und kniete neben der jungen Frau nieder, um sie näher zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Das eigne Unglück standhaft zu ertragen,
Ein Zeichen ist's der wahrhaft großen Seelen,
Doch größer noch: nicht schwächlich zu verzagen,
Wenn's gilt, das Glück der Andern zu ertragen.

F. Groß.

Gemeinnütziges.

Selbstgefertigter Kleiderbesatz. Einen entzückenden sehr reich wirkenden Kleiderbesatz kann man sich mit ganz geringen Kosten und nicht zu großer Mühe auf nachfolgend beschriebene Weise leicht selbst anfertigen. Es ist diese Handarbeit namentlich jungen Mädchen zu empfehlen, die sich gern elegant kleiden, deren Nadelgeld aber hinter ihren Wünschen zurückbleibt. Aus ganz dünner, recht glanzreicher Pongee- oder Libertyseide in zarten, hellen Tönen schneidet man eine größere Anzahl etwa 4 Zentimeter großer Quadrate, legt diese schräg zur Hälfte zusammen und faßt nun die offenen Ränder mit feiner Nadel und Zwirn in kleinen Reihstichen fest zusammen, so daß sie ein kleines Blättchen bilden. Je fünf solcher Blättchen geben eine Blüte. Sie werden recht flach, teils an, teils übereinander in der Mitte zusammengeknüpft und der Ansatz mit einem languettierten Ring gedeckt. Der Ring wird aus gleichfarbiger, starker Nähseide gefertigt. Man wickelt die Seide etwa 15 bis 20 mal um einen mittelstarken Bleistift, schiebt das Ende mit einem Stich und zieht den entstandenen Ring vorsichtig herunter, ihn nun ringsum mit Knopflochstichen umschließend. Die fertigen Blüten werden nun aneinandergefügt und an zwei längslaufenden, gleichfarbigen Atlasbändchen in bestmöglicher Breite mit Spinnentischen verbunden. Auch die einzelnen Zwischenräume werden mit Spinnen ausgefüllt. Dieser reizende, lustige Besatz läßt sich in jeder Farbe verwenden und ist besonders für Gesellschaftskleider und zum Anputz von Buxen geeignet, wozu man ihn in creme, rosa oder hellblauer Farbe wählt. Bedeutend düstiger und eleganter wirkt er noch aus Crêpe de Chine gefertigt. Damen, die mit der Heliosmalerei Bescheid wissen, können ihn durch wenige Pinselstriche in einen jetzt so hochmodernen irisierenden Besatz verwandeln, der, wenn die Farben ganz zart und verschwommen aufgetragen werden, auf weißem Stoff wie Perlmutter wirkt. Anstatt der festgenähten Ringe kann man auch den Ansatz der einzelnen Blättchen mit Silber- oder Goldglittern oder Wachsperlen decken, was dann noch reicher in der Wirkung und für Ballsoireen geeignet ist.



Die reichsten Frauen der Welt. „Reichtum macht nicht Glück.“ — Dieser Gemeinplatz bestätigt sich auch bei den Frauen, die den Titel der reichsten Frauen der Welt für sich in Anspruch nehmen können. Zu diesen Frauen, die in allerletzter Zeit diese Last des Reichtums zu fühlen haben, gehört Mrs. Annie Weightman Walker, die von ihrem Vater ein Vermögen von 240 000 000 Mark geerbt hat. Sie besitzt Land in fast allen Staaten der Union. Der größte Teil des Vermögens, das sie von dem „Chininkrieg“ geerbt hat, wurde in der Hauptsache durch die Herstellung von Chinin während des Bürgerkrieges erworben. Die neue Millionärin besucht jeden Tag in einem schnellen Automobil die verschiedenen Abteilungen ihrer Werke. Mrs. Walker ist bereits 60 Jahre alt; da sie aber schlank ist und ihr kastanienbraunes Haar nur wenige graue Fäden aufweist, so macht sie den Eindruck einer Vierzigerin. Napoleon ist ihr Ideal, und ihre Sammlung Napoleonischer Reliquien und Literatur soll keiner anderen Sammlung in Amerika nachstehen. Das Geld hat dieser Dollar Königin aber kein Glück gebracht. Ihr Mann starb nach fünfjähriger Krankheit, ihr einziger Sohn ist, nachdem er überall in der Welt Genesung gesucht, dem Typhus erlegen. — Seit vierzig Jahren ist sie im Besitz des großen Vermögens, das ihr Vater ihr hinterlassen hat. Ihre glücklichsten Stunden verbringt sie in ihrem Kontor. Sie kümmert sich persönlich um alle ihre Geschäfte in Aktien, Dividenden und Immobilien. Vor Jahren war einer ihrer Lieblingspläne, ein Frauenhotel für London, das sich mit fünf Proz. verzinsen sollte, zu errichten, aber das Hotel soll noch gebaut werden. Trotz ihres großen Reichtums und ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit ist auch Mrs. Hetty Groens Lebenspfad nicht mit Rosen bestreut. Ihre Angst vor Räubern ist so groß, daß sie die Erlaubnis erhalten hat, zu ihrem persönlichen Schutz einen geladenen Revolver zu tragen. Ihr Geschmack ist höchst elegant, sie „deckt ihre persönlichen Bedürfnisse reichlich mit 20 000 Mk. jährlich“, ihre Schätze sind ihr nur „eine Last“, sie rühmt sich, mit 50 Pfg. weiterzukommen als andere mit einer Mark. Auf ihre Kleidung gibt sie nicht viel; sie, die die elegantesten Pariser Kostüme haben könnte, geht in einem schä-

ligen Schwarz und trägt ihre Kleider sehr lange. Es wird von ihr erzählt, daß sie in einem Straßenbahnwagen über drei Sitze hinweg nach einer Zeitung griff, die von einem Manne beim Aussteigen zurückgelassen war. Das sah ein englischer Philanthrop, der eine Reise durch die Vereinigten Staaten machte und die alimodisch gekleidete alte Frau mit dem schwarzen Kiepenhut beobachtet hatte, und bemerkte dazu: „Wie wissensdurstig selbst die arbeitenden Frauen hier in Amerika sind. Die arme Frau kann sich keine Zeitung kaufen; da sie aber gern unterrichtet sein will, liest sie eine Zeitung auf, wo sie sie findet.“ Der Amerikaner aus der Wallstreet, der ihn begleitete, aber sagte lachend: „Das ist Hetty Green.“ Von ihrem täglichen Einkommen von 27 120 Mk. verwendet Hetty Green indessen viel für wohltätige Zwecke. — Die gelehrteste aller Millionärinnen ist Miss Helen Gould. Sie hat an der Universität Newyork Jura studiert, aber aus Furcht vor der Öffentlichkeit kein Examen gemacht. Infolge ihrer grenzenlosen Güte wird sie mit Bitten und Drohungen, Geld zu geben, am meisten belästigt; man hat einmal von ihr die Kleinigkeit von sechs Millionen in einer Woche verlangt. Als kommen zu ihr und bitten um Hilfe; mag es sich um die Einlösung einer verpfändeten Uhr oder die Begründung einer modernen utopistischen Kolonie auf Kuba handeln. Zwei Sekretäre und eine Maschinenschreiberin haben den ganzen Tag mit der Erledigung der Bittgesuche zu tun. Die ernste junge Millionärin verfolgt aber ihre Ziele in wirklich ernsthafter Weise; sie ist taub gegen die Werbungen verarmter englischer Aristokraten und ausländischer Fürsten. Sie hat eine Schule für die Ausbildung von Bibellehrern begründet. Auch Miss Gould sah sich gezwungen, sich mit Detektivs zu umgeben; ihr Haushofmeister ist ein Detektiv, ihre Diener und der Kutscher sind bewaffnet. Jeden Tag erhält sie Drohbriefe.

Poesie und Prosa.

„Wie herrlich ist der Schnee!“ rief der junge Dichter. „So weiß! So rein! So allumfassend. Er fällt ohne Unterschied auf reich und arm, selbst die Hütte des Bettlers kühlt er in traumhaft schimmernden Glanz. Wenn er —“ In diesem Augenblicke flog ihm ein Schneeball hinter das rechte Ohr und vom Dache des Hauses fiel eine halbe Tonne des reinen weißen, allumfassenden Stoffes herunter und nistete sich zwischen Kragen und Nacken des begeisterten Dichters. Und des Sängers Liedermund verstummte plötzlich.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)